

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Aldenhoven, Carl: Der Kandidat

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

## Der Kandidat.

Von C. Aldenhoven.

Der Kandidat der Theologie Herr Dve Sünkesen lag seinen Studien ob. Mit seiner langen Pfeife saß er vor der Thür des kleinen Bauernhauses, welches abseits vom Dorf am Landwege lag. Er achtete nicht auf den hellen Sonnenschein, welcher durch das Laub der alten Linde über Bücher und Tisch hinspielte, denn sein Antlitz war ganz hinter einem mächtigen Foliobeste verborgen, so daß, wer jetzt vorüberging, von ihm nichts weiter sehen konnte, als zwei ungewöhnlich breite Sohlen und zwei lange Beine, welche auf der andern Seite des Tisches hervorragten. Endlich ließ er das Schriftstück sinken, schüttelte die straffen blonden Haare in den Nacken und schloß die Augen. Die Blenden summten um die Lindenblüthen und die Sonnenstrahlen warfen röthliche Lichter auf die große krumme Nase, deretwegen Dve Sünkesen schon in den Schülerjahren Ovidius Naso genannt war. Da rief eine helle Stimme

hinter ihm: „Gute Nacht, Dve!“ — Ueber die halbe Thür des Hauses lehnte ein hübsches Bauernmädchen, das ihn schon lange beobachtet hatte. Er öffnete die Augen und sagte langsam, ohne sich umzusehen: „Spotte nicht, Trina, ich meditive.“ — Das Mädchen lachte: „Grübelst Du wieder über die Höllestrafen oder über die Erschaffung der Welt?“ — Er drehte sich nach ihr um: „Ach nein! Ich treibe Hebräisch. Es ist eine merkwürdige Sprache und ich hätte sie nicht erfunden!“ — „Aber wozu hat Doktor Luther denn die Bibel ins Deutsche übersezt? Traut ihr ihm nicht, daß er es richtig gemacht hat?“ — „Wenn das auch wäre, meine Sache ist es nicht, ihn zu verbessern. Die Sprachen haben wir immer Mühe gemacht. Aber man muß doch das

Wort Gottes lesen können, wie er es selbst geschrieben hat?“ — „Du sprichst ja, als wenn Du an die wörtliche Inspiration glaubst.“ — Wie sie das Fremdwort sorgfältig und langsam aussprach mit den tiefen Lauten ihrer heimischen Mundart, sah sie der Theologe lustig an: „Warte nur, Du bekommst keine freisinnigen Bücher mehr, ich werde Dir Hengstenberg geben, auf daß Du wieder gläubig wirst.“ — Das Mädchen schüttelte den Kopf: „Du meinst wohl, daß ich mit den Büchern meinen Glauben ändere?“ — „Nun das geht manchem Studenten nicht anders. Aber nächstens kannst Du für mich ins Examen gehen.“ — Plötzlich rief sie halblaut: „Da kommt der Lieutenant!“ — Auf dem Landwege sah man zwei junge Leute herankommen. — „Was für ein Lieutenant?“ frug der Kandidat. — „Der beim jungen Herrn auf dem Schlosse zum Besuch ist.“ — „Und den kennst Du schon?“ — Aber er bekam keine Antwort, sie war im Dunkel des Hauses verschwunden.



Mit seiner langen Pfeife saß er vor der Thür des kleinen Bauernhauses.

Der Lieutenant, welcher mit einem eleganten jungen Manne von studentischem Aussehen herankam, war ein junges schlankes Bürschchen mit rothen Wangen und hellen braunen Augen. Der Student stellte ihn als seinen Vetter dem Kandidaten vor und forderte diesen auf, sie zu einem Glase Bier zu begleiten. Ein zweifelhafter Blick auf das alte Testament, ein anderer zum blauen Himmel: und der Theologe schloß sich mitsammt seiner Pfeife den Verführern an. Bald saß er in große Rauchwolken gehüllt vor seinem Glase. „Prost Blume!“ rief er fröhlich und stieß mit dem Studenten an, der Dritte murmelte etwas Unverständliches. Dann lehnte er sich behaglich ihm gegenüber zurück und begann: „Wie lieblich sind die Tage.“ — Aber „Entschuldigen Sie!“ unterbrach er sich, denn er hatte den Lieutenant mit seinen langen Beinen bedroht. Dieser drehte seinen halbentwickelten Schnurrbart und sagte: „Sie haben sich einen hübschen Ferienort ausgesucht. Ein allerliebstes Mädchen, bei dem Sie wohnen!“ — Der Angeredete sah ihn mißtrauisch an: „Er kennt die Trina,“ dachte er, „und sie ihn.“ Endlich sagte er ruhig: „Mein Vater war hier im Dorfe Prediger und starb, als ich noch Kind war. Als dann meine gute Mutter krank wurde, gab man mich den Bauern in die Pflege; so bin ich dort aufgewachsen. Das Mädchen ist die Tochter im Hause.“ — „Ein reizendes Ding! Ich habe schon mit ihr angeknüpft, der beste Zeitvertreib für einen Landaufenthalt!“ — Der Student warf ihm einen warnenden Blick zu und frug den Kandidaten freundlich nach seinen Studien. Dieser aber war verstimmt und erklärte bald, daß er zu seiner Arbeit zurückkehren müsse. Als er fort war, sagte der Student:

„Nimm Dich in Acht, Bruno! Ovidius ist ein guter Kerl und ich möchte nicht, daß Du ihm wehe thust. Und unsere Mädchen sind ordentlich, wenigstens bei dieser wirst Du nicht viel Glück haben.“ — Der Andere warf den Kopf zurück: „Das käme auf den Versuch an. Ihr Herren vom Civil versteht Euch nur nicht auf die Attaque.“ — Am Nachmittage saß Herr Dve in der dunkeln Wobnstube neben Trina auf der Bank. „Woher kennst Du den Lieutenant?“ frug er. Sie bückte sich auf ihre Arbeit und sagte hastig: „Er ging hier neulich vorbei und der Gärtner vom Schlosse hat mir von ihm gesprochen.“ Dann fuhr sie freundlich fort: „Du hast mir lange Nichts von der Universität erzählt. Hast Du denn auch in diesem Sommer die Privatstunde bei dem reichen Kaufmann gegeben?“ — „Freilich,“ antwortete er eifrig, „das sind vortreffliche Leute, die Jungen könnten klüger sein, aber sie sind gut. Wenn nur die dummen Ferien nicht wären! Nun weiß ich nicht, ob ich im Winter die Stunden fort-



sehen kann.“ — Das Mädchen sah ihn lächelnd von der Seite an: „Das ist das erste Mal, daß Du auf die Ferien schließt. Der Abschied war denn wohl recht traurig. Hast Du auch Fräulein Adela Adieu gesagt?“

— „Gewiß! Als ich das letzte Mal da war, machte sie selbst die Thüre auf und sagte: „Lieber Herr Sönkefen! — Nein, Herr Sönkefen, sagte sie. Ich war aber so überrascht, daß ich ganz verwirrt war. Ich sah sie eigentlich erst recht deutlich, als sie wieder in das Zimmer ging, von hinten.“ — „Da hast Du also die schönen Pöcken bewundern können, für welche Du so schwärmst?“ — Er schwieg, sah düster vor sich hin und sagte nach einigem Nachdenken: „Ich weiß nicht, wie das ist, aber sie hatte diesmal keine Pöcken, die Haare gingen gleich vom Halse in die Höhe. Kann man denn das machen, wie man will?“ — Trina lächelte wieder: „Wie soll ich das wissen?“ — „Wir Bauernmädchen tragen nicht solche Frisuren.“

— Der Kandidat sah ernsthaft auf das schlichte blonde Haar des Mädchens und sagte: „Du hast sehr schöne Haare!“ — Sie stand erröthend auf und überließ ihn seinen tiefen Gedanken. Diese Gedanken mußten ihn sehr beunruhigen, denn gegen seine Gewohnheit nahm er Hut und Stock und ging von dannen. Von der Thüre aus sah ihm Trina nach, wie er mit krummen Knien und langen Schritten dahinzog, bis er hinter dem dichten Gebüsch des nächsten Hügels verschwand. Dann trat sie an seinen Arbeitstisch, auf welchem franse Federzüge sichtbar waren, dazwischen einzelne Buchstaben, zierlich verschnörkelt, und langsam entzifferte sie: „A-de-le.“ Es klang fast wie ein Seufzer, noch einmal blickte sie nach dem Gebüsch, hinter welchem er verschwunden war, dann schüttelte sie den Kopf und lachte.

Als Herr Ove spät Abends zurückkam, sollte er noch etwas ganz Wunderbares erleben. Im Gebüsch auf dem Hügel sah er von ferne zwei Gestalten; die eine, offenbar ein Mädchen, eilte, als er näher kam, dem Hause zu, in der andern erkannte er nach wenig Schritten den jungen Offizier. Ihm war, als wenn ein schwerer Traum ihn quälte. „Guten Abend!“ sagte er mechanisch. Stumm eilte der Andere an ihm vorüber. — Mitternacht war längst vorbei, als der Kandidat noch immer in seiner Stube auf- und abging. Zwei kleine niedrige Giebelstuben hatte das Haus über dem Erdgeschoß; die eine, nach dem Garten zu, bewohnte er; die andere war Trina's Schlafkammer. — Die Gedanken verwirrten sich ihm immer mehr, es that ihm wehe sich vorzustellen, was er gesehen, und doch konnte er die Erinnerung nicht verschleichen. Endlich war ihm Eins klar: er war ein Geistlicher, er hatte die Pflicht zu warnen und zu bessern, zumal gegen dieses Mädchen, welches ihm doch eine Schwester war. Aber dann vergingen ihm wieder alle Gedanken und er hätte am liebsten laut weinen mögen. Die Morgensonne fand ihn auf seinem Stuhle schlafend mit blassen Wangen und verwirrem Haar. Da klopfte Trina an die Thüre, um ihm sein Frühstück zu bringen. Er fuhr in die Höhe und als er das frische lachende Gesicht des Mädchens sah, ergrimmete er und klagte laut: „O Weib! Wie schnell ist Deine Jugend dahin!“ — Sie sah ihn an: „Was ist Dir, Ove?“ — „Keine Scham, keine Verlegenheit in ihrem ruhigen Blick! Da konnte er sich nicht mehr halten und rief in hellem Zorn: „Also so gut kennst Du den Pientenant?“ — Sie setzte das Frühstück hin und ging schnell aus der Thüre. — Und auf die böse Nacht folgte ein schlimmer Tag. Trina ging

früh ins Dorf. Er folgte ihr mit seinen Gedanken: natürlich mußte sie den hübschen Pientenant treffen beim Krämer oder im Wirthshaus. O, wenn nur nicht die Sonne gar so höhnisch, so grausam hell geblühen hätte! Herr Ove wünschte sich und allen guten Menschen Nacht, finstere Nacht, daß sie von dieser falschen Welt erlöst würden! — Bei Tische sprach sie freundlich mit den Eltern, ohne ihn anzusehen. Ohne zu essen ging er auf seine Stube, elend und tief empört. So kam der Abend. Von seinem Fenster aus glaubte der Kandidat am Rande des Gebüsches die Gestalt des Pientenants zu erkennen. Er öffnete die Stubenthür und horchte, ob Trina das Haus verließ. Der Vollmond stieg mit röthlichem Schein am Horizonte auf, vom Feld her klang das eintönige Zirpen der Grillen und lauschte dem Bochen seines Herzens, dessen heftiger Schlag ihn zu ersticken drohte. Und horch! leise klorrte der Riegel der Hofthür. Er schlich ans Fenster und sah Trina in den Garten gehen, im Dunkel des Gebüsches, wo die kleine Bank stand, verschwand sie. Und sich da! Vom Hügel kam eine schlanke Gestalt und stieg leise über den Zaun. Auch sie verschwand im Gebüsch. Athemlos lauschte der Kandidat. Da klang ein lauter Ton durch die Stille der Nacht, ein Ton so deutlich, so unverkennbar, daß er nicht zweifeln konnte: es war — eine Ohrfeige. Das Mädchen eilte durch den Garten ins Haus und aus dem Gebüsch trat heftig erregt der Pientenant: im Mondlicht glänzten deutlich die blanken Knöpfe seiner Uniform. Herr Sönkefen war bei dem Ton zusammengefahren, dann hob er die Hände über das Haupt, bis sie an die Stubendecke stießen, die Thränen rannen ihm über die Wangen und mit bebender Stimme sagte er: „Herr Gott, ich danke Dir!“ — Und wieder lauschte er, doch wie ganz anders als zuvor! Das Ohr zur Thüre geneigt, stand er geduldig, bis der leichte Tritt des Mädchens die Treppe heraufkam und die Thüre ihres Zimmers sich schloß. „O Trina, meine Trina!“ klorrte er leise, sah selig lächelnd zum Mond empor, der eben sein Zimmer erhellte, dann wieder im Zimmer umher, bis seine Blicke an der Pfeife hängen blieben. Mit einem Schritte hatte er sie erreicht und nun saß er wieder auf seinem Stuhle, die langen Beine weit von sich gestreckt und rauchte gewaltig.

Am andern Morgen schlief er so lange, daß er sich sein Frühstück selbst holen mußte. Ihm war jetzt seine Pflicht ganz klar geworden: er mußte dafür sorgen, daß das gute Mädchen nicht wieder belästigt werde. So ging er denn aufs Schloß und redete mit dem jungen Herrn: „Nehmen Sie es nicht übel, aber Ihr Herr Vetter macht hier dummes Zeug. Wäre es nicht besser, Sie sagten ihm, daß das nicht angeht?“ — „Gewiß“, sagte der Student, „ich werde es ihm noch einmal sagen. Ich dachte nur, unsere Trina würde sich schon selbst zu helfen wissen. Denn ich glaube, sie ist nicht nur eine Gelehrte, wie die Leute sie nennen, sondern sie weiß auch ihre Hände zu gebrauchen. Der gute Vetter hat mir schon heute Morgen einige trüb-selige Andeutungen gemacht. Das wird noch einmal eine tüchtige Frau Pastorin, Herr Kandidat!“ — Dieser machte ein verlegenes und ängstliches Gesicht, so daß er fortfuhr: „Verzeihen Sie, wenn ich indiscret bin, aber ich habe nie anders gedacht, als daß Sie und Trina zusammenbleiben würden.“ — Der junge Mann sah den Theologen dabei so treuherrig an, daß dieser ihm die Hand drückte und seufzte: „Ich weiß nur nicht, ob sie mich haben will!“ — „Ich dachte, Sie wären längst



einig", rief der Student, „warum fragen Sie sie denn nicht?“ — „Ja“, sagte der Kandidat, „Sie haben Recht, ich empfehle mich Ihnen.“

Warum fragte er sie nicht? Sie hatten so lange zusammen als Bruder und Schwester gelebt, und jetzt sollte es mit einem Male anders sein. Und liebten sie sich denn auch wirklich wie zwei Liebende? Von sich wußte er es, seit gestern Abend. Aber sie? — Da kam ihm ein kluger Gedanke. So wie ihm die Wahrheit zum Bewußtsein gekommen war, mußte es auch bei ihr geschehen, wenn sie ihn wirklich liebte. —

Am Nachmittage saß er wieder neben ihr auf der Bank in der Wohnstube. „Trina“, sagte er, „ich habe Dir sehr Unrecht gethan. Verzeih' mir!“ — „Es ist gut, Ove“, antwortete sie leise. — „Nun aber“, hub er wieder an, „nun sollst Du mir rathen in einer sehr wichtigen Angelegenheit. Du weißt, das Pastorat ist mir zum Frühjahr versprochen, wenn das Examen absolvirt ist. Meinst Du nicht auch, daß ich am besten thäte, dann ein Weib zu nehmen?“ — Sie schwieg und er glaubte zu bemerken, daß sie ein wenig bleich ansah; das that ihm leid und er wollte ihre Hand ergreifen, sie aber entzog sie ihm. — „Ich will Dir alles sagen“, fuhr er fort, „sie ist redlich, klug und wirtschaftlich. Sie ist auch lieblich anzusehn. Die Schwierigkeit ist nur: ich weiß nicht, ob sie mich haben

will!“ — Trina sah vor sich hin, nach kurzem Schweigen sagte sie leise; „Hast Du sie lieb?“ — „Von ganzem Herzen“, rief er, „keinen Menschen und kein Ding auf Erden hab' ich so lieb wie sie!“ — Sie erhob sich langsam mit abgewandtem Gesicht, ein leises Zittern flog durch ihren Körper. Da zog er sie mit starkem Arm zu sich herab, sah ihr ins Auge, das von Thränen gefüllt war und sprach: „Du bist es, Trina! Willst Du meine Frau sein?“ — Sie legte den Kopf an seine Schulter. So saßen sie schweigend. Plötzlich sah sie zu ihm auf: „Und Fräulein Adele?“ — „Das war ja dummes Zeug!“ brummte er. — „Ich wußte es wohl“, sagte sie lächelnd und schmiegte sich enger an seine Brust. — Er beugte sich ein wenig über sie: „Aber wie kam es denn, daß ich Dich mit dem Lieutenant dort beim Busch traf?“ — „Ich wollte nach Dir aussehen; denn ich ängstigte mich, weil Du gar nicht wieder kamst.“ „Und was dachtest Du denn eigentlich, was ich dort wollte?“ — „Ich dachte, Ihr küßtet Euch.“ — „Ich habe noch niemals geküßt“, flüsterte Trina. — „Ich auch nicht“, sagte der Kandidat, „ich glaubte immer, ich könnte es nicht.“ — Verwundert erhob sie den Kopf: „Warum nicht?“ — „Wegen meiner großen Nase!“ — Da legte das Mädchen lachend den Arm um seinen Hals und küßte ihn auf den Mund.

## Der Weinkobold.

Aus „Hortus deliciarum“ von Eichrodt.

Ich glaub', es muß von meinem Wein  
Im Keller was gestohlen sein.

Das faß war gar so mächtig,  
Es war bis oben schwappevoll,  
Nun ist es wie ein Sieb so hohl,

Das Ding ist mir verdächtig.  
Wie? wenn's vielleicht ein Kobold wär',  
Denn die sind hinterm Weine her!

Kuckt, kuckt im Keller auf und ab  
Nach jedem Tipp und jedem Tapp!  
Wart, wart! wenn ich was finde!  
So hol' ich den Magister, der  
Egorcisiert dich kreuz und quer,  
Und wandelt dich geschwinde,  
Er wandelt dich in eine Maus,  
Dann jag ich dich zum Keller 'raus!

Der Kobold lacht: o thu' das nicht,  
Ich bin im ganzen Keller nicht,  
Ich sitz' in deinem Leibe,  
Besinn' dich: bis auf's letzte Glas  
Trankst selber du das letzte faß  
Mit mir zum Zeitvertreibe!  
Schaff' du nur wieder neuen Wein,  
Ich geb dir wieder Schwänfchen ein!

Und ist es so, so ist es recht.  
Ein lustiger Kobold ist nicht schlecht,  
Laß uns zusammen bleiben!  
Giebst du mir gute Schwänfchen ein,  
So trink' mit mir von jedem Wein,  
Ich will dich nicht vertreiben!  
Der Kobold trinkt, lachet und springt  
In jedem, der dies Liedchen singt.

Kopisch.

